

Der nachfolgende Text wurde in einer sehr ähnlichen Fassung publiziert in: Iman Attia, Swantje Köbsell, Nivedita Prasad (Hrsg.) (2015): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: Transcript. S. 113-128. Für diese Textversion wurden 2023 nochmals Fehler korrigiert.

Interdependenz von Inklusion und Exklusion – ein sozialwissenschaftlicher Selbstversuch

Zu einer deutsch-niederländisch-jüdischen Familiengeschichte
im Kontext von Rassismus und Krieg

RUDOLF LEIPRECHT

I

Für meinen sozialwissenschaftlichen Selbstversuch, den ich im Folgenden in Ausschnitten vorstellen möchte, finde ich in den Arbeiten von Birgit Rommelspacher wichtige theoretische Ausgangspunkte und Analysen, aber ebenso eine zentrale Aufforderung. In einem Text, der die Überschrift »Nationale Identität und Größenwahn« trägt, diskutiert Rommelspacher die Frage des Deutsch-Seins, wobei auch die Geschichte des *Nationalsozialismus an der Macht* thematisiert wird. Sie fordert hier dazu auf, »sich immer wieder und intensiv mit dieser Geschichte zu befassen« (Rommelspacher 1995: 207), ein Anliegen, das ich teile.

Eine kritische Erinnerungsarbeit sollte zu einer Überprüfung und Weiterentwicklung von Erinnerungskultur beitragen, auch in dem Sinne, dass die Diskurse zur Erinnerung und die Erinnerungskultur/en selbst mit zum Gegenstand von Durcharbeitung und Analyse werden. Deutlich werden sollten dabei sowohl die unterschiedlichen Perspektiven, aus denen heraus erinnert wird, als auch warum bestimmte Fakten und Zusammenhänge in den Vordergrund gestellt, andere vernachlässigt, verdrängt, umgeschrieben oder gar verleugnet werden. Solche Perspektiven können zum Beispiel an nationale und/oder politische Interessen gekoppelt sein, eine unterschiedliche Durchsetzungskraft haben und sich im Laufe der Zeit und im Kontext jeweils zeitgenössischer Diskurse verändern. Sie können aber auch mit den Bezügen zu tun haben, die mit den unterschiedlichen, in der NS-Gesellschaft eingenommenen oder er-

zwungenen Positionierungen verknüpft sind.¹ Dabei ist auch zu unterscheiden zwischen Prozessen des Nicht-/Erinnerns auf der gesellschaftlichen Makro-Ebene und der sozialen Mikro-Ebene (einer Familie oder Nachbarschaft), wobei die Strukturen und Bedeutungsmuster der Makro-Ebene in die Möglichkeitsräume der Mikro-Ebene hineinragen.

Wenn in einer Familie die Sprache der Erinnerung versagt und Erinnerung nicht kommuniziert wird, kann dies mit den dynamischen Verhältnissen innerhalb einer Familie selbst zu tun haben, auf der Seite von Täter:innen etwa verbunden mit der Angst der ersten Generation vor Bestrafung oder Verurteilung oder der Angst der nachfolgenden Generationen vor dem genauen Wissen über die Taten der Eltern oder Großeltern. Temporäre Sprachlosigkeit kann aber auch ein Hinweis auf *Disartikulation* (vgl. Hall 1997) sein, bezieht sich – und hier denke ich eher an die Familien von Verfolgten – auf die Abtrennung oder das Abgetrennt-Sein von thematisch-inhaltlicher Einbindung in die Sprache einer *hegemonialen* Nicht-/Erinnerungskultur. Teilweise sind die Konstellationen innerhalb von Familien allerdings so komplex, dass es sowohl Akteure gibt, die aktiven und überzeugten Täter:innen zuzuordnen sind, als auch Akteure, die im ‚Nationalsozialismus an der Macht‘ zu den Verfolgten des mörderischen Regimes gehörten, und dazwischen ein Spektrum von Mitläufer:innen (in sehr hoher Zahl) in Bezug auf die vorherrschende Macht bis hin zu Unterstützer:innen (numerisch leider weniger umfassend) von Verfolgten. Unterschiedlich begründete Sprachlosigkeiten, die hier u.U. zusammenkommen, zeigen zwar, dass und wie es in recht verschiedener Weise schwer ist, sich gegen das Vorherrschende zu wenden und auf Erinnerung zu bestehen, gleichzeitig ist es aber auch nicht völlig unmöglich, es *kann* zu Prozessen von *Thematisierung* und *Reartikulation* kommen.

All dies lässt sich verbinden mit einer Theorieskizze von Birgit Rommelspacher, in deren Zentrum der Begriff *Dominanzkultur* steht. Sie hat in den 1990er Jahren diesen Begriff für die (Fach-) Debatten in Deutschland vorgeschlagen und entfaltet und damit »ein Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen« in den Blick genommen, das durch »spezifische Kategorien von Über- und Unterordnung« gekennzeichnet ist (Rommelspacher 1995: 22f.).² Sowohl die

¹ Etwa gegenüber aktiven Täter:innen, Mitläufer:innen, Zuschauenden, aber auch gegenüber Opfern nationalsozialistischer Unterdrückung und Vernichtung und ihren Unterstützer:innen, gegenüber deutschen Jüdinnen/Juden, nicht-jüdischen Deutschen oder anderen Verfolgten des NS-Regimes (Sinti:zze und Roma:nja, Homosexuellen, Menschen mit Behinderungen, politisch Verfolgten, usw.).

² Entstanden ist – so Rommelspacher – die Dominanzkultur in der Folge von patriarchalen, kapitalistischen, kolonialen und nationalsozialistischen Herrschaftsverhältnissen. Es handelt sich um ein »Geflecht verschiedener Machtdimensionen [...], die in Wechselwirkung

Erinnerungskulturen und ihre gesellschaftlichen, politischen und sozialen Kontexte als auch – in besonders extremer und zugespitzter Form – die Ereignisse im Nationalsozialismus, an die erinnert wird, finden in Verhältnissen von Über- und Unterordnung statt. Zum einen ermöglichten Varianten von Dominanzkultur – eingelassen in die alltäglichen Lebensweisen und verbunden mit aufwertenden Selbstinterpretationen und abwertenden Bildern vom Anderen – Nationalsozialismus und Shoah und zum anderen behinderten sie Erinnerungskulturen, die auch auf Erinnerung an Dominanzkulturen und ihre Überwindung setzen.

Meine eigene aktuelle Erinnerungsarbeit ist in diesem historischen und gesellschaftlichen Gegenstandsbereich verortet. Im Mittelpunkt steht meine deutsch-niederländische Familiengeschichte. Sie handelt von meinem jüdischen Großvater aus Rotterdam, dessen Tochter (meine Mutter) sich während der Besetzung der Niederlande durch Truppen aus dem nationalsozialistisch beherrschten Deutschland ausge-rechnet in einen deutschen Soldaten (meinen Vater) verliebt. Mein Selbstversuch geht dabei nicht – wie in der Aufforderung von Rommelspacher, die sich vor allem an die »meisten nicht-jüdischen Deutschen« (Rommelspacher 1995: 207) richtet – von einer mononationalen, monoreligiösen oder monokulturellen Perspektive aus. Ich versuche vielmehr, die Geschichte einer bi-nationalen (deutsch-niederländisch) und zugleich jüdisch/nicht-jüdischen Familie zu verdeutlichen. Dabei zeigt sich auch eine Form von Inklusion, die als ›Behauptung von Normalität‹ zum einen fast schon ›zwanghaft zukunftsgerichtet‹ ist, zum anderen aber alle Themen, die mit Nationalismen, Rassismen und Verletzungen der Vergangenheit verbunden sind, ausklammert. Meine Familiengeschichte ist möglicherweise deshalb für andere interessant, da sie – angesichts aktueller Kriege und grober Menschenrechtsverletzungen – deutlich macht, wie Kriege und Rassismen persönliche Erschütterungen verursachen, die nicht nur in den früheren Kontexten dramatische Folgen hatten, sondern deren Echos mehr als 70 Jahren nach den Ereignissen immer noch spürbar sind.

zueinander stehen« (23), und bei denen nicht mehr »eindeutig zu bestimmen« ist, »welches der Hauptwiderspruch ist und welches die Nebenwidersprüche« (ebd.). Rommelspacher hat also Mitte der 1990er Jahre eine Theorieskizze entworfen, die heute unter dem Begriff *Intersektionalität* (Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010) firmieren würde. In Deutschland war dieser Begriff, der von der us-amerikanischen Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw im Kontext einer *Black Feminist Critique* Ende der 1980er Jahre kreiert worden war (Crenshaw 1989), noch nicht in die Fachdebatten eingeführt, wobei auch im angelsächsischen Diskurs noch einige Jahre vergingen, bevor er sich in einer umfassenderen Weise durchsetzte (Davis 2008).

II

Seit über 30 Jahren bin ich als Forscher, Lehrer und Autor in den Bereichen von Rassismusforschung und Erziehungswissenschaften bzw. Sozialpädagogik tätig. Nach dieser langjährigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit Prozessen, Folgen und Ursachen von stereotyper Negativzuschreibung, Othering und Exklusion habe ich es gewagt, einen »soziologischen Selbstversuch« durchzuführen, angeregt und ermutigt u.a. durch die Lektüre eines Textes von Pierre Bourdieu, der 2001 unter diesem Titel erschienen ist. Dabei waren es weniger Form und Inhalt von Bourdieus Reflexionen, die mir Mut machten.³ Es war eher die Tatsache, dass biografische Reflexionen eines Wissenschaftlers für ein Publikum interessant sein könnten, ohne dadurch in den Verdacht zu geraten, eine narzisstische Selbstbespiegelung betreiben zu wollen. Gleichzeitig war mir schon als Student in den 1970er und 1980er Jahren in Tübingen klar, dass in der Theorie und Praxis von (Sozial-) Pädagogik das Biographische eine besondere Rolle spielt, die reflektiert werden muss.

Die Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin Bettina Dausien bringt dies auf den Punkt, indem sie darauf aufmerksam macht, dass »Professionelle, die verantwortlich mit den Biografien anderer ›arbeiten‹ wollen«, auch »eine praktische Auseinandersetzung mit biografischen Erfahrungen und Reflexionsprozessen ›am eigenen Leib« geführt haben sollten (Dausien 2005: 10). Auch Lehrende in Tübingen wie Hans Thiersch, Burkhard Müller oder Josef Held hatten dies damals betont, gleichzeitig allerdings darauf hingewiesen, dass zwischen Biografie und aktuellem Fühlen, Denken und Handeln kein monokausaler Ableitungszusammenhang besteht. Allerdings, so formuliert dies Bettina Dausien, bestimmen die »zeitlich aufgeschichteten Erfahrungen und Sinnzusammenhänge eines Subjekts« dessen »Handlungen und Deutungen in einer je aktuellen Situation mit« (Dausien 2005: 6), wobei ich – vorsichtig geworden gegenüber deterministischen Lesarten – statt von *Mitbestimmung* eher von Rahmung oder Beeinflussung sprechen würde. Umgekehrt bedeutet die Reflexion der eigenen (Familien-) Biografie auch, dass das reflektierende Subjekt sich »zu sich selbst ›neu‹ ins Verhältnis setzt«, Erfahrungen und Erinnerungen »in einem veränderten Licht« erscheinen, »mitunter neu gedeutet« werden und Elemente in den Vordergrund geraten, die bislang kaum bedeutsam erschienen (ebd.). Reflexion verändert also die bewusst wahrgenommene und erzählte Biografie.

³ Bei seinem Text handelt es sich eher um die Beschreibung einer Biografie als ein Wissenschaftler, der im Geflecht von Fachdebatten, Politik und Mediendiskursen darum bemüht ist, eine inhaltliche Position, die gehört werden muss, zu behaupten; Bourdieu versucht, diese auch sehr persönliche Auseinandersetzung nachvollziehbar zu machen.

Obwohl ich dies alles weiß und für bedeutsam halte, finde ich es aus mehreren Gründen *riskant* und *schwierig*, Elemente aus der eigenen Familiengeschichte für eine wissenschaftliche Analyse zu gebrauchen, zumal wenn es, wie in meinem Fall, ein ›Gelände‹ betrifft, in dem es an jeder Ecke Warnzeichen gibt, die auf Schmerzhaftes und Unberührbares hinweisen. Dabei macht mir paradoxerweise vor allem die zu erwartende (Fach-) Öffentlichkeit, die ich ja gerade gezielt aufsuche, weil ich denke, etwas Wichtiges zeigen und mitteilen zu müssen, besonders zu schaffen. Auf den möglichen Vorwurf der narzisstischen Selbstbespiegelung habe ich schon hingewiesen. Nicht weniger unangenehm ist mir zudem das Gefühl des ›Bloßstellens‹, und mulmig wird mir auch, wenn ich an die vielen ›Schubladen‹ denke, in die ich gesteckt werden könnte. Angesichts dieser ›Gefahren‹ finde ich es ›hilfreich‹ und ›beruhigend‹, dass ich als Analysierender meiner eigenen Familiengeschichte das ›Material‹ selbst in der Hand habe und mich schützen kann, indem ich zwar etwas Bestimmtes zeige, etwas Anderes aber weglasse oder nur andeute. Gleichzeitig liegt hier natürlich auch ein Problem, da ich vor eigenen ›Ignoranz‹ bei der Analyse nicht gefeit bin.

III

Zunächst möchte ich auf eine theoriebezogene Überlegung hinweisen, die meine biografisch angelegte Untersuchung begleitet. Der Begriff *Inklusion* wird in Deutschland vor allem in der allgemeinen Ungleichheitsforschung als positiv besetzter Gegenbegriff zur sozialen *Exklusion* gebraucht, aber natürlich auch – in einer sehr allgemeinen, abstrakten und eher formal-logischen Weise – bei Konzepten, die auf eine Systemtheorie Luhmannscher Prägung zurückgreifen. Zudem ist Inklusion seit einiger Zeit ein zentraler Begriff in der Menschenrechtsdebatte geworden, wobei die UN-Konvention von 2006 zu den Rechten von Menschen mit Behinderungen, die 2009 auch in Deutschland in Kraft trat und dazu verpflichtet, ein inklusives Bildungssystem zu schaffen, dazu geführt hat, dass die Verwendung des Begriffs einige Schubkraft erfuhr.

Der Begriff Inklusion hat in den öffentlichen, aber auch in den wissenschaftlichen Diskursen meist einen positiven Klang, benennt eine Praxis auf dem Weg zu einem positiv bewerteten Ziel: Es soll fair zugehen, alle sollen dazu gehören, niemand soll draußen bleiben, niemand soll im Regen stehen gelassen werden. Exklusion ist dann das Gegenteil, beschreibt das Negative, den Verweis, den Ausschluss, die Grenzziehung, die Verweigerung des Zugangs.

Mit dem Begriffspaar Inklusion/Exklusion werden also oft zwei Seiten oder zwei Möglichkeiten beschrieben, die sich zueinander in einem Gegensatz befinden. Sehr

selten werden aber werden die Verbindungen bzw. die Interdependenz von Inklusion und Exklusion in den Blick genommen, und noch seltener wird thematisiert, dass es auch Konstellationen geben kann, in der die Inklusion das Negative und Unerwünschte darstellt. In meiner eigenen Familiengeschichte entdecke ich alle drei Formationen: a) das Gegensatzverhältnis, b) die Verbindung und c) Inklusion als etwas Problematisches.

IV

Doch jetzt zu meiner Familiengeschichte, die ich in Auszügen und Umrissen erzähle, unterstützt von Fotos und Dokumenten aus Familienalben und Zeitgeschichte.

Auf dem ersten Bild sind meine Großmutter Diana, mein Großvater Jacob, die Schwester meiner Großmutter – Tante Ani – und die Tochter meiner Großeltern – meine Mutter Adriana – zu sehen. Es wurde in Rotterdam in den Niederlanden aufgenommen, vermutlich nach dem Kriegsende; wir befinden uns in den 1940er Jahren.

MEINE GROßMUTTER, MEIN GROßVATER, MEINE TANTE UND MEINE MUTTER



DIANA (*1905)
JACOB/JAQUES
(*1887)

ANI (*1915)
ADRIANA (*1928)

Meine Großmutter schaut auf ihre Tochter (meine Mutter), der Blick meiner Großmutter Blick ist ernst. Die beiden Frauen rechts, in modischer Kleidung der damaligen Zeit, lachen in die Kamera. Mein Großvater Wann habe ich ihn eigentlich lachen sehen?

Die Ehe meiner Großeltern stellt zu ihrer Zeit eine Grenzüberschreitung dar. Mein Großvater ist ein Jude, meine Großmutter eine Katholikin, beide interpretieren und leben Religion in einer säkularen Weise. Solche ›gemischten‹ Verbindungen sind

in der niederländischen Gesellschaft bereits vor ihrem Verbot und ihrer Verfolgung unter der deutschen Besatzung oft sozial unerwünscht.

Mein Großvater, ein Musiker, sein Künstlernaame lautet Jacques Bonovito, leitet ein kleines Orchester. Er komponiert, arrangiert und spielt Musik. Mit seinem Orchester lässt er Stummfilme im Kinosaal zu einem beeindruckenden Erlebnis für das Publikum werden. Es ist seine große Zeit. Er ist gut, er ist leidenschaftlich, er ist angesehen, er hat Erfolg. Seine Tätigkeit ist nicht nur sein Beruf, sondern seine Berufung.

JACOB BOONVANG, KÜNSTLERNAME JACQUES BONOFITO



Mein Großvater muss nun kurz hintereinander mehrere Ereignisse verkraften, die mit gesellschaftlichen Entwicklungen verbunden sind und für ihn zu persönlichen Katastrophen werden.

Die Zeit des Stummfilms geht in den 1930er Jahren zu Ende. Die Kinos brauchen ihn und sein Orchester nicht mehr. Er wird arbeitslos, verdingt sich in Bars als Pianist, wo er die musikalischen Wünsche von Gästen erfüllt. Es ist nachvollziehbar, dass er dies als Abstieg empfindet.

Im Mai 1940 dann die nächste Katastrophe. Rotterdam wird von der deutschen Luftwaffe bombardiert und in Schutt und Asche gelegt. Das Land wird von den Truppen des nationalsozialistisch beherrschten Deutschlands besetzt. Die Judenverfolgung nimmt in der Besatzungszeit immer mehr an Schärfe zu. Mein Großvater muss, als säkularer Jude durch die Ehe mit einer katholischen Frau immer weniger geschützt, untertauchen (Henkes 1998). 1942 werden seine Eltern und ein Großteil

seiner Familie nach Auschwitz deportiert und dort innerhalb von zwei Wochen ermordet.

Und dann geschieht das Unfassbare. Seine Tochter, 16 Jahre alt, verliebt sich 1944 in einen deutschen Besatzungssoldaten.

MEINE MUTTER (16 JAHRE ALT) MIT MEINEM VATER (21 JAHRE ALT)



Dieser Besatzungssoldat, stationiert auf einem Kriegsschiff im Hafen von Rotterdam, schreibt dem Vater seiner Geliebten bald Briefe:

- »Ich achte alle Menschen als gleich.«
- »Ich komme aus einer sozialdemokratischen Familie.«
- »Ich werde Ihre Tochter gut behandeln.«

Mehrere Jahre später wird er auch einen Brief an die niederländische Königin schreiben. Der Krieg ist vorbei und der ehemalige Besatzungssoldat, mein Vater, hat 1947 das niederländische Mädchen aus einer säkularen jüdisch-katholischen Familie inzwischens heiraten können. Er lebt mit ihr im Dorf seiner Eltern in Süddeutschland. Das Problem ist, dass die beiden eigentlich in den Niederlanden wohnen wollen, dies aber nicht dürfen. Meine Mutter musste bei der Heirat ihren niederländischen Pass abgeben und gilt als Verräterin. Mein Vater fragt in seinem Brief an die Königin:

- »Wieso dürfen wir als deutsch-niederländisches Ehepaar nicht in den Niederlanden wohnen, wo doch auch Sie mit Ihrem Mann aus Deutschland dort wohnen dürfen?«

Er bekommt nie eine Antwort.

Mittlerweile ist viel passiert. Mein Großvater und seine Schwester haben als einzige aus dem jüdischen Familienzweig die Judenverfolgung überlebt. Mein Großvater kam, wie meine Großmutter später berichten wird, »halb verhungert, abgemagert und völlig zerlumpt nach Hause«. Die Ereignisse von Verfolgung und Krieg werden ihn nie wieder los lassen. Er leidet unter massiven Angstzuständen. Nach Deutschland, in dieses feindliche und bedrohliche Land, wird er, obwohl mehrfach von seiner Tochter eingeladen, nie reisen.

Meine Mutter ist noch 1944 meinem Vater nach Deutschland gefolgt. Sie hat sich freiwillig für den Reichsarbeitsdienst verpflichtet und wird in dem Dorf eingesetzt, wo die Familie meines Vaters lebt. 1945, in den letzten Kriegstagen, wird dort mein Bruder geboren. Wenige Wochen später wird das Gebiet von französischen Truppen befreit, meine Mutter als Kollaborateurin verhaftet und – jetzt gerade 17 Jahre alt geworden – in die Niederlande gebracht. Ihr Kind hat sie bei der Mutter meines Vaters zurückgelassen, die Geburt gegenüber den französischen und niederländischen Behörden verschwiegen. Erst 1947 werden sich mein Vater und meine Mutter in Deutschland wiedersehen können. Mein Bruder lebt so lange bei meiner deutschen Großmutter; sie sieht das Kind als eine Art unerwünschte ›Kriegsfolge‹.

V

Wenn ich nach dem Tod meiner Eltern in ihren alten Familienalben blättere, entdecke ich immer wieder Bilder, auf denen Besuche unserer kleinen Familie auf Kriegsschiffen in den Häfen dieser Welt gezeigt werden.

**DECKERINNERUNGEN:
KRIEG MIT ELEMENTEN EINER SPANNENDEN
FREIZEIT- UND ERLEBNISKULTUR**



Über seine Zeit als Marinesoldat hat mein Vater Kriegsgeschichten erzählt. Immer wieder. Ich bezeichne sie als *Deckgeschichten* (Covering Narratives). In ihnen erscheint der Krieg als großes und aufregendes Abenteuer, eine Art Freizeitkultur. Tod und Tötung werden kaum erwähnt, und schon gar nicht in einer Form, die meinen Vater als verantwortlichen Akteur zeigt. Gleichzeitig verdecken diese Geschichten den Riss in der Familie; dass seine Frau aus einer jüdischen-katholischen Familie kommt, dass sein Schwiegervater Jude ist, dass dieser Teil der Familie in Auschwitz fast vollständig vernichtet wurde: all dies findet keine Erwähnung. Die Geschichten sind unterhaltsam.

In ähnlicher Weise gestaltet meine Mutter ihre erzählte Geschichte. Abenteuerlich, aber dort, wo es wirklich ernst geworden wäre, schweigt sie. Die Familie wird mit einem Tabu ausgestattet. Shoah und Auschwitz bleiben unthematisiert. Ein Ausschnitt aus einem Interview meiner Eltern, das sie 2002 Steffie van den Oord, einer befreundeten Forscherin, gegeben haben; beide waren damals schon über 70 Jahre alt:

[Mein Vater:] »Ihr Vater sprach nur über seine Auftritte, und über Musik. Über den Krieg habe ich nie mit ihm gesprochen.« [...]

[Meine Mutter:] »Hier in Deutschland, in der Familie, weiß niemand, dass mein Vater Jude war. Ich kann das immer noch nicht sagen. Ich habe Angst, dass ich deshalb schief angeschaut werde.« (van den Oord 2007)

Nach dem Krieg schauen alle nach vorne, es soll besser und vor allem soll das Vergangene überwunden werden.

Auch mein Großvater hat seine Deckgeschichten. Sie handeln vom Stummfilm, seiner großen Zeit als Musiker, als Leiter eines Orchesters, auch seines Abstiegs als Barpianist. Nie ein Wort über seine Zeit im Versteck, nie ein Wort über Shoah und Auschwitz, nie ein Wort über seine ermordete Familie. Er hat nie mit seinem Schwiegersohn darüber geredet und nie mit seiner Tochter.

Dieses Schweigen lastet allerdings schwer auf der Familie. Es ist ein bleiernes Schweigen. Die vielen Deckgeschichten, die erzählt werden und dabei zum Schweigen beitragen, ermöglichen es meinen Eltern, eine Exklusion im Dorf zu vermeiden. Das *Sagbare* in der dörflichen Öffentlichkeit und der dortigen Familie umfasst zudem nicht eine Positionierung, die auf den jüdischen Vater aufmerksam gemacht hätte.

Wie der Historiker Stefan Berger zeigt, sahen sich in der Nachkriegszeit große Mehrheiten der deutschen Bevölkerung selbst als Opfer der NS-Zeit; das Thema der Gewaltverbrechen, die im Namen des eigenen Landes begangen worden waren, war

äußerst unbeliebt (Berger 2006: 215). Birgit Rommelspacher beschreibt die Nachkriegszeit als einerseits »gegründet auf dem Extremismus der Nazizeit und genährt durch die Verdrängung dieser Vergangenheit«, andererseits als eine gelebte »Reduktion auf zweckmäßige Lebensbewältigung« (Rommelspacher 1995: 207). Und der Historiker Daniel Cil Brecher konstatiert über die Nachkriegszeit in Westdeutschland:

»Offizielle Verlautbarungen [...] waren entsprechend vage gehalten, und die Sprache, mit der über Juden und die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in der Öffentlichkeit gesprochen wurde, blieb vorsichtig, defensiv und möglichst abstrakt.« (Brecher 2012: o.S.)

Inklusion war möglich, weil gegenüber dem vorherrschenden Diskursfeld Disartikulation praktiziert wurde. Dabei hatte diese Disartikulation auch eine Funktion für die Inklusion *innerhalb* der Familie. Es machte Familie möglich, suggerierte Harmonie und ließ Nähe und Zuneigung entstehen, auch zur deutschen Großmutter, auch zu den Brüdern und Schwestern meines Vaters.

Dies allerdings war ambivalent und mit hohen Kosten verbunden. Meine Mutter fand nie eine Sprache, mit der sich ihre zentralen kritischen Lebensereignisse bearbeiten ließen. Dabei *wirkte* die Vergangenheit durchaus. Meine Mutter wurde depressiv, unternahm mehrere Selbstmordversuche, wurde innerhalb der Familie gewalttätig. Ich liebte sie und ich hatte Angst: vor ihren Ausbrüchen, die sich nicht vorhersagen ließen, vor der verbalen und körperlichen Gewalt, die von ihr ausging. Ich hatte aber auch Angst um sie, wenn sie aus mir unerklärlichen Gründen tief traurig war, völlig verzweifelt.

Auch mein jüdischer Großvater versuchte, eine inklusive Familie zu entwerfen. Das Jüdische, Shoah und Auschwitz wurden exkludiert. Nie wurde darüber im deutsch-niederländischen Familienzusammenhang gesprochen. Dafür gab es keine Sprache. Seine Angstzustände bearbeitete er nie. Ich mochte ihn sehr, auch weil er mich vor meiner Mutter schützte und mich schon als Kind in Rotterdam in die große Welt des Kinos einführte. Ich fand ihn aber auch merkwürdig, irgendwie seltsam mit seiner nervösen, übervorsichtigen und sehr ängstlichen Art. Dass sich bei beiden, meiner Mutter und meinem Großvater, Folgen von Traumatisierungen zeigten, wurde mir erst klar, als ich mit 36 Jahren endlich – und zwar eher beiläufig und zufällig – erfuhr, dass mein Opa Jude war.

VI

Es ist deutlich, dass sich auch in meiner Familiengeschichte Ereignisse auf der gesellschaftlichen Makro-Ebene mit der familiären Mikro-Ebene verbinden. Dabei verläuft allerdings vieles nicht so, wie es die machtvollen äußeren Verhältnisse vorsehen. Die Niederlande werden besetzt, die Feinde sind im Land, und meine Eltern – er ein Besatzungssoldat, sie die Tochter eines jüdischen Niederländers – verlieben sich ineinander. Wir können dies gegenüber den vorherrschenden Makro-Strukturen auch als eine *Grenzüberschreitung* interpretieren; und in bestimmter Weise, wenn auch unter ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, Bedeutungskontexten und Folgen, die Wiederholung einer ›gemischten‹ Verbindung, die meiner Mutter bereits von ihren Eltern vorgelebt worden war.

Im Mikro-Verhältnis des bi-nationalen Paares entsteht dabei eine *positive* Inklusion, die in den nationalen Kontexten beider Seiten allerdings von Exklusion bedroht ist. Meine Eltern erhalten keine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für die Niederlande. Der Staat zementiert hier die Trennung zwischen der verräterischen Tochter und ihrem Vater.

Nach dem Krieg bemühen sich mein niederländisch-jüdischer Großvater, seine Tochter und mein deutscher Vater mit Hilfe von Deckgeschichten und gezieltem Schweigen um eine prekäre und dramatisch wirksame Inklusion, die sich kaum als positiv bezeichnen lässt: Eine bi-nationale Familienharmonie wird möglich, aber zum welchen Preis? Dabei weisen die Disartikulationsprozesse auch darauf hin, dass von ›innen‹ und ›außen‹ zu jeder Zeit Exklusionen drohten; dass es sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikro-Ebene keine geeignete ›Sprache‹ und keinen Verarbeitungsdiskurs gab und insgesamt Inklusion und Exklusion in meiner Familie in seltsam verschlungener Weise wirksam wurden.

VII

Ich habe das Bedürfnis, meine Großeltern – Jacob und Diana – auf ein ›Podest‹ zu stellen, sie zu ehren, auch, um damit deutlich zu machen, welches Leid sie im Kontext von deutscher Besatzung und Shoah erfahren mussten. Ich kann dies nur andeuten: Jacob, der schreckliche Erfahrungen im Versteck machen musste und Todesängste erlitt, zudem fast seine ganze Familie in Auschwitz durch den antisemitischen Massenmord verlor. Diana, die Angst um ihren Jacob hatte und während des Krieges ein lebenswichtiges Lügengebäude ›nach außen‹ aufrecht zu erhalten hatte. Beide, die ihre minderjährige Tochter auf Abwegen sahen, erleben mussten, wie sie sich mit

einem Mann aus dem Feindeslager einließ, ein Kind von ihm bekam und schließlich nach Deutschland ging, dem Land, aus dem heraus die Morde befohlen und organisiert worden waren, denen die meisten jüdischen Mitglieder der eigenen Familie zum Opfer fielen. Beide haben sich mir gegenüber – dem zweiten Kind aus dieser Ehe, einem ›Deutschen‹ – überaus großmütig verhalten. Jacob und Diana haben mich in ihrer kleinen Wohnung in Rotterdam aufgenommen, mir eine Sicherheit und Geborgenheit garantiert, auf die sie selbst wenige Jahre zuvor verzichten mussten.

In den 1950er Jahren und frühen 1960er Jahren habe ich als Kind viel Zeit bei meinen Großeltern verbracht. Damals musste ich auch erleben, dass Kinder aus der Nachbarschaft nicht mit mir spielen wollten: »Met dit moffejochie spelen wij niet!« Sie gebrauchten dabei einen abwertend-verächtlichen Ausdruck für Deutsche (Moffen). Die Abweisung hat mich damals fassungslos gemacht. Ich habe es nicht verstanden, und niemand hat es mir erklärt. Erst viel später wurde mir klar, dass mein deutscher Vater für die Nachbarkinder – und vermutlich wohl vor allem für deren Eltern – als Repräsentant von Krieg, Faschismus, Bombardierung, Besatzung und Judenverfolgung gesehen wurde. In ihren Augen hatte ich diese absoluten Negativmerkmale von meinem Vater *geerbt*, es saß sozusagen ›in mir‹, durch die Biologie, durch die Erziehung. Es konnte gar nicht anders sein. Wie anders haben mich meine Großeltern behandelt, obwohl doch auch sie viele Gründe gehabt hätten, sich ablehnend zu verhalten.

Wenn ich meinen Großvater dann so auf dem ›Podest‹ sehe, das ich errichtet habe – und niemand soll es wagen, ein schlechtes Wort über ihn zu verlieren! –, fällt mir ein, dass er häufiger abfällige Bemerkungen über frühere Kollegen machte. Kollegen, mit denen er mehr oder weniger intensiven Kontakt in seiner Zeit als Musiker und Künstler gehabt hatte; die jetzt, anders als er selbst, in der späten Nachkriegszeit einem größeren Publikum bekannt geworden waren und mit eigenen Beiträgen in größeren Theatern, im Radio und im sich langsam durchsetzenden Medium Fernsehen auftreten konnten. Dabei speiste sich seine lautstarke Abneigung diesen Kollegen gegenüber nicht etwa aus den künstlerischen Darbietungen, die er nicht mochte, sondern mein Großvater lehnte Homosexualität und Homosexuelle ab – und dies sehr deutlich und sehr grundsätzlich. Will ich dies öffentlich machen, ihn – ein Opfer von Judenverfolgung und Shoah – kritisieren? Ist dies nicht kleinlich und unangemessen? Vielleicht... vielleicht... vielleicht nicht. Ich habe lange darüber nachgedacht.

Ich denke, dass ich mit meinem Großvater auch zeigen kann, dass – um dies in Form einer absurden Zuspitzung zu formulieren – Judenverfolgung, Shoah, Krieg und Besatzung *nicht* verschwinden, wenn er Dinge dachte, sagte oder tat, die ich nicht unterstütze, sondern ablehne. Menschen, die schreckliche Erfahrungen machen, die

Unterdrückung und Verfolgung erleben, werden deshalb nicht zu ›Heiligen‹ – auch wenn ich dies im Falle meines Großvaters gern so gehabt hätte. Menschen, die durch Antisemitismus oder Rassismus bedroht, mit Zuschreibungen belegt, abgewertet, in ihren Lebensmöglichkeiten und Zukunftschancen behindert werden, als Opfer zu *idealisieren*, ist verständlich, aber wenig sinnvoll. Zudem lauert hier die Gefahr von (ungerechtfertigter, da durch die zuvor stattgefundene Idealisierung evozierte) Enttäuschung, die zu einem ›Entzug‹ von Empathie und Anteilnahme, ja zum Verzicht auf ein Handeln, das sich gegen Dominanzkulturen und unterdrückende Verhältnisse richtet, führen kann. Und in der Tat: Nicht nur Inklusion und Exklusion können in komplexer und widersprüchlicher Weise ineinander verstrickt sein, sondern auch unterschiedliche Systeme und Muster von Zuschreibung, Abwertung, Unterdrückung und Ausgrenzung. Dies zeigt sich auch im Falle meines Großvaters, der selbst in extremer Weise von Antisemitismus betroffen war, gleichzeitig aber – von einer heteronormativen Lebensweise aus, die von ihm als ›allein gültige‹ und ›normale‹ gedacht wurde – Homosexualität und Homosexuelle ablehnte. Ich liebe ihn, ich danke ihm, ich ehre ihn – und ich kritisiere ihn.

LITERATUR

- Berger, Stefan (2006): On Taboos, Traumas and Other Myths: Why the Debate about German Victims of the Second World War is not a Historians' Controversy. In: Niven, Bill (Hg.): Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany. New York: Palgrave Macmillan, S. 210-224.
- Brecher, Daniel Cil (2012): Die unverträgliche Erinnerung. Holocaust und kollektive Identitäten in Deutschland und Israel. In: Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung, Heft 28, 1/2012. Schwerpunktthema: Jüdische Identitäten in Deutschland nach dem Holocaust. Eichengrund: Pabst Science Publishers.
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Crenshaw, Kimberlé (1998): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics. Zuerst 1989. In: Phillips, Anne (Hg.): Feminism and Politics. Oxford/New York: Oxford University Press, S. 314-343.
- Dausien, Bettina (2005): Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Sozial Extra, Heft 11, November 2005. Wiesbaden: Springer, S. 6-11.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: Feminist Theory, Vol. 9 (No. 1), S. 67-85.

- Hall, Stuart (1997): The Work of Representation. In: Hall, Stuart (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London: Sage, S. 13-74.
- Henkes, Barbara (1998): »Het vuil, de sterren en de dood.« Lucas Plaut en Stien Witte: portret van een ›gemengd‹ huwelijk. In: Van Eijl, C. (Hg.): Parallele Levens. Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis 18. Amsterdam: Stichting beheer IISG, S. 91-116.
- Lutz, Helma / Herrera Vivar, Maria Theresa / Supik, Linda (Hg.) (2010): Fokus Intersektionalität – Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden: VS.
- Rommelspacher, Birgit (2005): Einführung: Orientierungslosigkeit und Macht. In: Rommelspacher, Birgit (Hg.): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda, S. 9-38.
- Rommelspacher, Birgit (2005): Zur Frage des Deutsch-Seins. Nationale Identität und Größenwahn. In: Rommelspacher, Birgit (Hg.): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda, S. 189-208.
- Van den Oord, Steffie (2007): Liefde in oorlogstijd. Amsterdam: Contact/Atlas.